

RUNDBRIEF 31

Bitte teilen Sie uns Änderungen Ihrer Anschrift rechtzeitig mit. Vielen Dank!

Staunen

zu Psalm 62

Gott, ich kann nur staunen,
wenn ich an dich denke,
mich ganz tief in dich versenke.
Herr, mir fehl'n die Worte.
Ich will einfach schweigen,
still dir meine Ehrfurcht zeigen.
Ich sitz da, dir ganz nah.
Bin gut aufgehoben, will dich dafür loben.

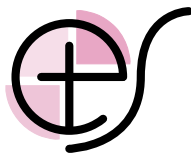
Du bist mein Begleiter
an den müden Tagen,
bei den ungelösten Fragen.
Hilfst, wenn ich dich brauche,
darauf kann ich bauen,
felsenfest auf dich vertrauen.
Schwanke ich, stellst du mich,
wieder auf die Beine. Nie bin ich alleine.

Du bist meine Hoffnung,
lässt mich fröhlich lachen,
Pläne für die Zukunft machen.
Selbst die schweren Zeiten
werde ich ertragen.
Ich weiß: Ich brauch nicht verzagen.
weil ich dann beten kann,
dich um Hilfe bitten,
dir mein Herz ausschütten.

Christoph Zehendner

Melodie: Gott ist gegenwärtig, Joachim Neander 1680





Redet untereinander mit Psalmen	Hartmut Ellinger	3
Psalm 1 und Sure 1 - und das gemeinsame Gebet mit Muslimen	Friedmann Eißler	5
Fenster in die Welt der Psalmen- Gespräch mit Christoph Zehendner	Elke Maihöfer	15
Gott loben mit weitem Horizont	Christoph Zehendner	18
Erzählung – Die Glastür	Christa Steege	22
Buchbesprechung		29



Dekan Hartmut Ellinger

Redet untereinander mit Psalmen (Eph 5,19)



Liebhaber des Luthertextes haben es so im Gedächtnis: „Ermuntert einander mit Psalmen“. Luther hat hier schon die Zielrichtung und des Ergebnis des „Redens“ (so der griechische Text) mit im Blick. Für mich heute ist das „untereinander“ und „miteinander“ in dieser Aufforderung von Bedeutung: Psalmen sind Hinweis auf das Gebet in der Gemeinschaft.

Der Themenschwerpunkt „Psalmen“ im vorangegangenen Rundbrief hat Erinnerungen bei mir wachgerufen. An erste Begegnungen mit Psalmen im Kindergottesdienst, die - im Wechsel gebetet - fester Bestandteil der Liturgie waren. Aus heutiger Perspektive zögere ich, ob ich nicht besser sagen sollte: im Wechsel ‚gesprochene‘ Psalmen. Denn war das, was wir da je jünger, desto mühsamer zusammenbuchstabierten, Gebet, bewusstes Reden mit Gott, gesammelte Hinwendung zu ihm? Diese Frage bewegte uns Kindergottesdienstkinder damals gewiss nicht. Wichtig war uns, dass bei diesem gemeinsamen Sprechen der Psalmen alle zusammen waren, die Großen und die Kleinen, und dass am Ende sich alle im gemeinsam gesungenen „Ehre sei dem Vater...“ zusammenfanden, das selbst diejenigen mitsangen, die noch nicht lesen konnten. Dieses Gefühl der Gemeinschaft verbindet sich für mich bis heute als wichtige Erfahrung mit dem Psalmgebet.

Solche Erfahrungen von Gemeinschaft, die sich im gemeinsamen Psalmengebet – aber natürlich auch im gemeinsamen Hören der biblischen Geschichten - im Kindergottesdienst ganz ungezwungen ergaben, brachten - so erkläre ich mir das heute - eine Seite in mir zum Klingen als mir Dietrich Bonhoeffers Psalmenbüchlein „Das Gebetbuch der Bibel“ zum ersten Mal begegnete. Zusammen mit seiner Schrift „Gemeinsames Leben“ habe ich es noch in meiner Schulzeit gelesen. Mein damaliger Gemeindepfarrer hatte es mir empfohlen und auch gleich ausgeliehen. Und so erfuhr ich zum ersten Mal etwas von Bonhoeffers Versuchen, das Psalmengebet für das geistliche Leben und die geistliche Gemeinschaft von Christen fruchtbar zu machen.

„Das Psalmengebet“, führt er aus „lehrt uns... als Gemeinschaft zu beten“. Was ist dann aber mit Jesu Hinweis in der Bergpredigt: „Wenn du aber betest, so geh in dein Kämmerlein und schließ die Tür zu...“? Dieser scheinbare Widerspruch war ein Hinweis auf die verschiedenen Dimensionen, die zum Glauben gehören: Er ist ganz individueller, persönlicher Glaube, in dem mich niemand vertreten kann in meinem Bekenntnis „ich glaube“, und dann doch wieder angewiesen auf das „wir“ der Glaubenden, der Gemeinde, des Leibes Christi, in den ich eingefügt bin. Dieses „Wir“, das entdeckte ich durch Bonhoeffers Psalmen-

büchlein, ist selbst dort noch da, wo der Beter ganz allein zu sein scheint, wie in der Klage des 22. Psalms: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen“.

So „lehrt uns das Psalmengebet als Gemeinschaft zu beten. Der Leib Christi betet und als Einzelner erkenne ich, wie mein Gebet nur ein kleinster Bruchteil des ganzen Gebetes der Gemeinde ist. Ich lerne das Gebet des Leibes Christi mitbeten. Das hebt mich über meine persönlichen Anliegen hinaus und lässt mich selbstlos beten“. Immer noch nachdenkenswert halte ich auch Bonhoeffers Überlegungen zur Sprachgestalt des Psalms. Im so genannten Parallelismus der Glieder sind zwei Versglieder so mit einander verbunden, dass sie je mit anderen Worten im Wesentlichen denselben Gedanken aussprechen. „Sollte das nicht ein Hinweis darauf sein, dass der Betende nie allein betet, sondern dass immer ein Zweiter, ein anderer, ein Glied der Gemeinde, des Leibes Christi, ja Jesus Christus selbst mitbeten muss, damit das Gebet des Einzelnen rechtes Gebet sei?“

„... ja Jesus Christus selbst mitbeten muss“ Bonhoeffer hat sich nicht damit begnügt, in guter christlicher Tradition die Psalmen immer auch als ein Wort der Verheißung auf Christus hin zu verstehen. Er versteht sie im Tiefsten vielmehr als Gebete Jesu Christi selbst. Darum können wir an ihnen, wie am Vaterunser, das Beten lernen. „Der Psalter ist das stellvertretende Gebet Christi für seine Gemeinde“ und „da Christus beim Vater ist betet die neue Menschheit Christi, betet der Leib Christi auf Erden sein Gebet weiter bis zum Ende der Zeit.“ Wovon der Psalter insgesamt redet, das kann der Einzelne niemals voll begreifen und sein eigen nennen. „Darum gehört das Psalmengebet

in besonderer Weise in die Gemeinschaft. Ist ein Vers oder ein Psalm nicht mein eigenes Gebet, so ist es doch das Gebet eines Andern aus der Gemeinschaft, so ist es ganz gewiss das Gebet des wahren Menschen Jesus Christus und seines Leibes auf Erden“.

Dieser für manchen – auch für mich – gewöhnungsbedürftige Blick auf die Psalmen hilft, die sicher hier und da auftauchende Ferne und Fremdheit der Psalmen zu überbrücken, so dass ich nicht nur einzelne, mich ansprechende Psalmen als Gebet spreche. „Wenn wir die Psalmen lesen und beten wollen, so müssen wir nicht zuerst danach fragen, was sie mit uns, sondern was sie mit Jesus Christus zu tun haben. ... Es kommt nicht darauf an, ob die Psalmen gerade das ausdrücken, was wir gegenwärtig in unserem Herzen fühlen. Vielleicht ist es gerade nötig, dass wir gegen unser eigenes Herz beten ... Nicht was wir gerade beten wollen, ist wichtig, sondern worum Gott von uns gebeten sein will. Wenn wir auf uns allein gestellt wären, so würden wir wohl auch vom Vaterunser oft nur die vierte Bitte beten. Aber Gott will es anders. Nicht die Armut unseres Herzens, sondern der Reichtum des Wortes Gottes soll unser Gebet bestimmen“.

Dieses „Angedacht“ versucht, dem ein wenig nach-zu-denken, was Bonhoeffer über die Psalmen vor-gedacht hat. Hoffentlich regt es Sie, liebe Leserin, lieber Leser, zum Nach-Denken über die Psalmen an, mehr noch, hilft es Ihnen, –allein oder mit andern zusammen–, zum Beten mit den Psalmen.

A. Eißler

Friedmann Eißler

„Wohl dem, der nicht wandelt ...“ – Psalm 1 und Sure 1 - und das gemeinsame Gebet mit Muslimen



Immer öfter stehen Verantwortliche in Kirchengemeinden vor der Frage, ob ein Gebet oder eine gottesdienstliche Feier nicht auch gemeinsam mit Muslimen gestaltet werden kann. Warum eigentlich nicht? Gott wird doch so groß sein, unser aller Gebete zu sortieren und richtig zu verstehen – Gott ist immer noch größer! Selbst wenn man einer „abrahamischen Ökumene“¹ skeptisch gegenübersteht, spricht man doch von den monotheistischen Religionen, und da liegt es scheinbar auf der Hand, das Bekenntnis zu dem *einen Gott* gleich auch als Behauptung der *Identität* Gottes in diesen Religionen aufzufassen – bei allen Unterschieden, die dann nur noch äußerlich, nämlich auf der Seite der *menschlichen Vorstellungen* von Gott zu verbuchen sind („Es gibt ja nur einen Gott, deshalb muss es so sein, dass die anderen Religionen denselben Gott anbeten bzw. meinen – wir machen uns nur unterschiedliche *Bilder* von ihm“).² Wir finden auch viele Berührungspunkte, die gerne als Gemeinsamkeiten interpretiert werden: so zum Beispiel der Glaube an den Schöpfer, an die Sendung der Propheten und Gottesmänner, an die Verantwortlichkeit des Menschen, an die Auferstehung der Toten und das Jüngste Gericht. Viele Punkte, die uns gegenüber Atheisten und dem wachsenden Bevölkerungsanteil der „Neuheiden“ mit Muslimen verbinden!

Abgesehen von solch prinzipiellen Fragen besteht ganz einfach auch immer häufiger Handlungsbedarf oder zumindest der Wunsch, im gemeindlichen Leben die Muslime nicht grundsätzlich außen vor zu lassen. Da gibt es den Schulanfangsgottesdienst – jetzt oft Schulanfangsfeier genannt, da man Muslimen einen „Gottesdienst“ nicht zu-muten möchte –, aber auch christlich-muslimische Trauungen, es gibt feierliche Anlässe wie Eröffnungen von Friedensdekaden oder Ausstellungen, gemeinsame Friedensgebete und Tage der offenen Tür. Konkret gestaltet man gemeinsame liturgische Anlässe gerne mit Lesungen aus den jeweiligen Heiligen Schriften, also aus der Bibel und dem Koran. Auffallend oft wird dabei auf Psalm 1 und auf Sure 1 zurückgegriffen³. Offenbar meint man hier Gemeinsames ausdrücken zu können, ohne dem anderen zu nahe zu treten bzw. ihn „auszugrenzen“. Theologische „Bescheidenheit“ und „spirituelle Gastfreundschaft“ sind in dem Zusammenhang wichtige Stichworte.

Also: Warum eigentlich nicht? Wir suchen eine Antwort in vier Schritten: Zunächst wollen wir die erwähnte Konkretion gemeinsamen Betens (Ps 1 / Sure 1) in gebotener Kürze in den Blick nehmen und die allzu glatte Vorstellung von Gemeinsamkeit etwas aufrauen (1). Dies soll

anschließend noch etwas grundsätzlicher beleuchtet werden, damit eine wesentliche Weichenstellung im Blick auf unser Verständnis des Islam deutlich wird (2). Von da aus besinnen wir uns zurück auf das, was muslimisches und christliches Beten ist (3), um schließlich nach den Konsequenzen zu fragen (4).

Vorab scheint es angebracht, an drei markante Zäsuren in der jüngsten Entwicklung zu erinnern und damit den äußeren Rahmen für das Folgende abzustecken:

■ Am 27.10.1986 fand auf Einladung des Papstes in Assisi das erste „Gebet der Weltreligionen für den Frieden“ statt. Das hat nicht nur neue Initiativen in dieser Richtung ausgelöst, es war von Anfang an so etwas wie ein fester Bezugspunkt, an dem sich die Debatte um das gemeinsame Gebet orientierte. Das zweite Treffen dieser Art am 24.1.2002 ebenfalls in Assisi war ein weiterer Höhepunkt. Der Papst bekannte sich deutlich zum christlichen Glauben, es sollte nicht *zusammen gebetet werden*, sondern man wollte ausdrücklich *zusammensein, um zu beten*.⁴ Der Papst sprach auch von Buße, die nötig sei. Es war also ein durchaus gemischtes Signal, das von Assisi ausging.

■ Der Golfkrieg 1991 (Kuwaitkrise) und seine Folgewirkungen markieren den nächsten Einschnitt. Aus der gemeinsamen Betroffenheit heraus kam es vielerorts zu einer *praxis pietatis*, man hat miteinander Gebete, vorwiegend Friedensgebete, und gemeinsame Feiern gestaltet. Diese *praxis* verlangte nach einer theologischen Reflexion, und so wurden von verschiedenen Kirchen in den Folgejahren Orientierungshilfen nachgereicht, die hier

eine spürbar gewordene Lücke schließen sollten. Hier kam nun auch evangelischerseits enorm Bewegung in das Thema, bis hin zur Veröffentlichung eines „abrahamischen Gebetbuchs“ und jüngst der Broschüre *Christlich-islamische Andachten und Gottesdienste. Eine Orientierungshilfe*.⁵

■ Die dritte Zäsur bilden die Anschläge auf das World Trade Center in New York am 11.9.2001, die eine paradoxe Situation hervorriefen: einerseits eine Entfremdung der Dialogpartner mit der Folge eines enormen Rückschlags in Sachen Integration und interreligiöser Kommunikation, andererseits ein boomendes Interesse an allem, was sich irgendwie mit Islam beschäftigte. Hier hat sich erhebliche Verunsicherung breit gemacht, die schon aus sozialpolitischen Gründen unsere engagierte Aufmerksamkeit fordert.

1. Psalm 1 – Sure 1 (Fatiha)

Psalm 1 und die Eröffnungssure des Korans⁶ scheinen sich für eine gemeinsame Liturgie anzubieten: Der alttestamentliche Rahmen erleichtert den Zugang, die Texte sind beide gottesdienstlich, poetisch und gottbezogen.⁷ Gottes Gesetz bzw. Barmherzigkeit schenkt Rechtleitung, an der der Mensch sich ausschließlich und mit Lust orientieren soll. Es geht um Weisheit und Entscheidung, um die Ehre Gottes und den Ernst des Gerichts. Das Bild vom Weg bzw. von den zwei Wegen macht anschaulich, wie wichtig die Konzentration auf Gottes Willen ist und was die Folgen seiner Missachtung sind. So sind die Gerechten auf dem geraden Weg, während die Gottlosen irgehen und verderben. Dies und noch mehr wird als Gemeinsamkeit empfunden.



Man darf allerdings nicht allzu genau sein, sonst bröckelt das Bild. Nur einige Hinweise dazu: Das „Gesetz des Herrn“ in Ps 1 ist die Tora, die Weisung Gottes, wie sie Mose am Sinai gegeben wurde. Für „HERR“ steht im Hebräischen das Tetragramm (JHWH), nach der Selbstoffenbarung Gottes (Ex 3,14; vgl. 1Kön 19,11f) der Name des Gottes Abrahams, Isaaks und Jakobs (Ex 3,15), der sich „in diesen letzten Tagen“ in Jesus von Nazaret offenbart hat (Hebr 1,1; die Ich-bin-Worte). Ohne hier zu diskutieren, ob Christus nach Röm 10,4 Ziel oder Ende des Gesetzes ist, bekennen Christen, dass durch die Christusbotschaft das *Gesetz aufgerichtet* wird (Röm 3,31; Mt 5,17ff). Kurzum, die Wegmetapher in Ps 1 wird von Christen nicht ohne das Zeugnis der „Wege in Christus“ (1Kor 4,17) verstanden werden.⁸ Für Christen ist das „Nachsinnen über das Gesetz“ ebenso wenig ohne den Römerbrief möglich wie der „Weg der Gerechten“ ohne die in Christus geschenkte Gerechtigkeit (1Kor 1,30; Röm 3) denkbar.

Andererseits ist Gott nach dem Koran von Sure 112 her zu verstehen, als der absoluten Ein(s)heit Gottes und der radikalen Ablehnung christlicher Zentralessagen (V. 3f: „Er hat nicht gezeugt und ist nicht gezeugt worden, und niemand ist Ihm jemals gleich.“).⁹ Und Gottes Barmherzigkeit bedeutet, dass Gott die Welt geschaffen hat und in Weisheit ordnet, dass er unser Leben ermöglicht und einen Lebensraum eröffnet. Dieser weisen *Ordnung* entspricht die *Anordnung* des gottesfürchtigen Lebens durch die Offenbarung, den Koran, der konsequent als „Rechtleitung und Barmherzigkeit“ bezeichnet wird. Barmherzigkeit ist demnach, dass wir den „geraden Weg“ des Islam gehen können. Der Mensch findet die Barmherzigkeit also in der Welt sozusagen schon vor als *Ermöglichung*, der Weisung Allahs gemäß zu leben, ihm allein zu dienen. Das Dienen selbst (‘ibād, daher ‘Abdullāh, Diener Gottes, als einer der geläufigsten islamischen Namen) ist dann Sache des Menschen. Im Blick darauf ist Gott einfach der

Gerechte: wer glaubt und recht handelt, wird belohnt. Wer Gott ablehnt und seiner „Rechtleitung“ (der soteriologische Terminus im Islam) nicht folgt, hat keinen Anteil an seiner Barmherzigkeit, er wird bestraft. Wir sehen also, dass die *Gerechtigkeit* Gottes seine *Barmherzigkeit* ganz überlagert, diese ist jener völlig untergeordnet. Zudem wird Sure 1,7 traditionell

nigen Andeutungen ausmalen, welcher Art und wie tiefgehend die Missverständnisse – im Grunde auf beiden Seiten – sein müssen, wenn dies alten, gebundenen Texte aus ihren Kontexten genommen und für ein gemeinsames Gebet ge- oder doch eher missbraucht werden. Da Christus explizit außen vor bleibt, kann Psalm 1 überdies vollkommen islamisch aufgefasst werden, was umgekehrt für Sure 1 nicht zutrifft, so dass wir außerdem eine „dialogische Einbahnstraße“ haben. Will man das?

2. Gemeinsam?

Über den ethisch-moralischen Appell hinaus, so haben wir gesehen, ist also die Basis für Gemeinsamkeiten extrem schmal. Die biblischen und die koranischen Begriffe, etwa der göttlichen Barmherzigkeit und seiner Weisung, sind durchweg in derart unterschiedlichen Bezugsrahmen aufzufinden, dass sie als verschiedene Sachverhalte und nicht als Aspekte ein und desselben Sachverhaltes anzusprechen sind. Diese Feststellung hat grundsätzliche Bedeutung im Blick auf das jeweilige Gottes- und Menschenverständnis und damit auch für die Bestimmung des Verhältnisses der Religionen.

eindeutig so verstanden, dass die Juden diejenigen sind, die Gottes Zorn erregt haben, und die Christen die Irregehenden sind. Die Wege sind also vorgezeichnet. Man kann sich schon aufgrund dieser we-

Unter der Voraussetzung, dass nur von Gottes Dasein auf seine Wesenheit geschlossen werden kann, dass also sein Wesen und sein Wirken untrennbar zusammengehören, spielen *alle* inhaltlichen

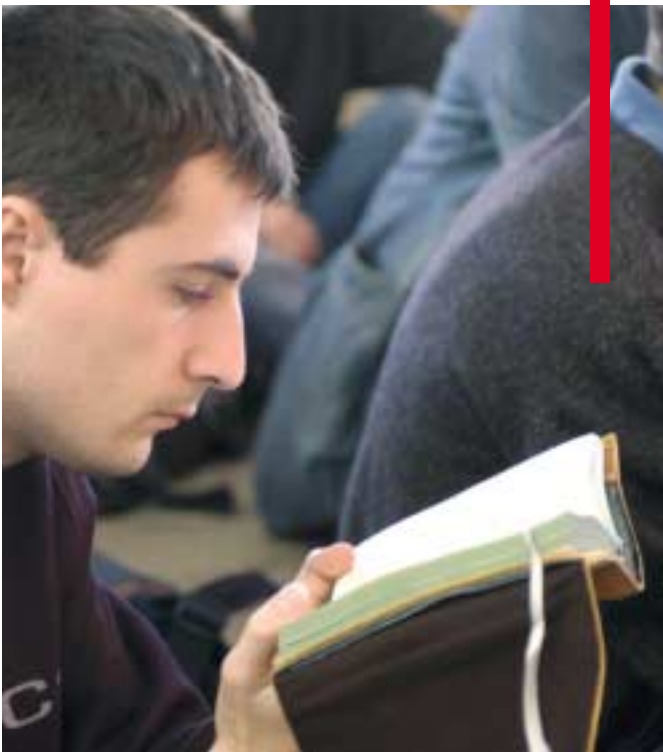
Konkretionen dessen, was Gott tut und wer demnach Gott ist, *zusammen* zu demjenigen personalen Gegenüber, das wir im Gebet vertrauensvoll anrufen. Da ist es weder logisch noch theologisch akzeptabel, bei Gott als dem allmächtigen und barmherzigen Schöpfer gleichsam Halt zu machen, alles Weitere aber programmatisch auszublenden. Trotz regelmäßiger gegenteiliger Behauptungen geschieht aber häufig genau dies. Notwendige Voraussetzung für diese faktische Reduzierung auf so etwas wie den kleinsten gemeinsamen Nenner ist die konsequente theoretische, theologische, dann auch pragmatisch-liturgisch durchgeführte Unterscheidung, ja Aufspaltung des christlichen Gottesbegriffs in zwei Momente: a) Gott selbst, das absolut transzendente *noumenon*, unerfassbar und erhaben, als Gott an sich letztlich abstrakt und unerkennbar, sowie b) das konkrete *phainomenon*, d.h. das Gottesverständnis in seiner geschichtlich gewachsenen Gestalt, christlich: die Erkenntnis dieses einen Gottes als in menschlicher Nähe zugewandt, menschengeworden, durch den Heiligen Geist zum Vertrauen rufend und durch all dies letztendlich trinitarisch zu bekennen.

Dem entspricht die Unterscheidung Gott – *Gottesbilder*, die in der einen oder anderen Form die offiziellen Stellungnahmen zum Thema durchzieht. Auf diesem Hintergrund meint man, *Gott selbst* auf der einen Seite eine Art allgemeiner, „abrahamischer“ Gottesverehrung zuordnen zu können, der spezifisch christlichen Erkenntnis dieses einen Gottes auf der anderen Seite jedoch das trinitarische Bekenntnis in seinen vielfältigen Formen.

Der Sinn der Übung liegt auf der Hand: Wenn die doch erheblichen Differenzen zwischen Islam und Christentum auf der *menschlichen* Seite konstruktiver „Vorstellungen“ zu verbuchen sind, dann ist Gott selbst nicht im Streit (1. Gebot!), sondern eben nur unsere vorläufigen Bilder von ihm.

Von da aus wird das Verfahren plausibel, das zu einem abrahamischen Gebetbuch führt. Wird Gott zur neutralen Gottheit, qua Transzendenz zur Variablen X entleert, so wird der Ausdruck des Glaubens im Gebet konsequent zum „Stil“. ¹¹ Man vermeidet – um nur ja nicht beim jeweils anderen Anstoß zu erregen – weitestgehend alle konkreten Bezüge auf die jeweilige Glaubensstradition (kleinster gemeinsamer Nenner), es werden allgemeine Gottesbezeichnungen gebraucht, das Buch kommt überhaupt ohne „Christus“, geschweige denn „Jesus Christus“ aus. Auf Schritt und Tritt stößt man auf die Unterscheidung von Form und Inhalt. Was ist aber der Inhalt, wenn er mit einer Hohlformel gleichsam ausdrücklich *ad absurdum* geführt wird wie in der Bitte: „Segne unsere religiösen Traditionen ...“ (ebd. S. 109)!?

Hier geschieht also die Weichenstellung. Echter Dialog braucht starke Partner – so wird es allenthalben gefordert, zu Recht! Identität, Respekt, Überzeugung vom Wahrheitsanspruch des eigenen Glaubens (so auch die kirchlichen Verlautbarungen) – all dies, aber doch nicht die Illusion von Gemeinsamkeit, wo sie nur aufgrund von Äquivokationen (gleichen Wörtern völlig unterschiedlichen Inhalts) gewonnen werden kann. ¹²



Die Frage ist: Wozu dieser Harmonisierungsdrang? Er tut den Texten und Glaubensüberlieferungen geradezu Gewalt an – hat mit Demut und Bescheidenheit also nichts zu tun – und er fördert auf diesem Wege Illusionen, denen wir uns nicht hingeben sollten. Existentiell überwindender und von daher bindender Glaube schließt *per se* die Relativierung seiner Überzeugung zu einer menschlichen Denkkonstruktion aus, denn er schafft (neues) Leben. Christen erfahren die Zuwendung Gottes durch Jesus, der der *Christus ist* (das ist ja nicht nur ein Name!), und diese Zuwendung gilt universal – es handelt sich um eine Totalperspektive, einen universalen Anspruch zum Heil aller Menschen – den wohlberkamt *nicht ich* erhebe, sondern in den ich vielmehr hineingestellt bin und den ich zu bezeugen habe.

Analoges unterstelle ich selbstverständlich auch dem Muslim und gestehe ihm dies auch zu. Aber genau deswegen ist die Konkurrenzsituation der Wahrheitsansprüche anzuerkennen, die sich eben nicht auf der nächst höheren Metaebene harmonisieren lassen. Dass das Einheitspostulat der übergeordneten Harmonisierung eben gerade nicht Ausdruck von Toleranz, sondern eines durchaus autoritären Zugriffs auf die konkurrierenden Totalperspektiven ist, lässt sich auch an dem bekannten Gleichnis vom Elefanten und den Blinden sehen, das ja eigentlich gerade als Veranschaulichung interreligiöser Toleranz populär geworden ist. Es illustriert ganz im Gegenteil die Einbindung der anderen Religionen in das eigene System, indem sie als Teilwahrheiten und Wege zu demselben Absoluten gedeutet werden.¹³

Die suggestive Forderung von „Bescheidenheit“ verschleiert, dass zentrale Inhalte des Selbsterschließungsgeschehens Gottes (der Offenbarung) in keiner Weise Gegenstand für Bescheidenheitsbekundungen sein *können*. Wozu also – im Ernst – miteinander beten, wo gerade das Gebet vielleicht der intimste Ort der Gottesbegegnung ist?

3. Gebet?

Islamisch ist Gebet zunächst Ritualgebet (*salat*) nach dem Vorbild der Propheten im Koran und dann des Propheten Muhammad (Sure 19,58f; 21,73 u.ö.). Es symbolisiert, ja inszeniert fünfmal täglich die Unterwerfung unter Gott (*islam*). Der Mensch ist der 'Abdullāh, der „Knecht Gottes“, der zunächst aufrecht steht, dann sich beugt, sich in den Staub wirft, aus dem er geschaffen ist und zu dem er zurückkehren wird, um schließlich wieder aufgerichtet zu werden und vor seinem Gott zu stehen. Gebet ist beides: Verantwortung, Stärke, Herrschen (der Mensch als Statthalter – *khalifa* – Gottes über die Schöpfung, Sure 2,30) – und Demut, Niedrigkeit, Unterwerfung. Das vollzieht und verdichtet sich im Ablauf des rituellen Gebets.

Freies Gebet (*du'ā'*) wird – nach Sure 17,11; 25,77; 2,186 – ebenfalls geübt, ist jedoch in allererster Linie Bittgebet, das wiederum eigenen recht genauen Regeln folgt (*a-dab*). Und im deutschen Handbuch zum islamischen Ritus von Amir Zaidan kommt es auf über 50 Seiten zum Thema Gebet gar nicht vor!¹⁴ Auch auf muslimischen Internetseiten sucht man vergeblich nach Haftpunkten, an denen gemeinsames Beten ansetzen könnte.

Rituelles Gebet ist hingegen praktisch überall zu finden, auch mit ausführlichen Anleitungen! Zudem gilt Koranrezitation (s. o.) zwar als eine gute Tat, ist aber im Grunde noch kein Gebet. Dieses Ungleichgewicht muss zumindest bewusst sein: Wenn wir meinen, das Gebet zu öffnen, ist das für Muslime u. U. eine ganz andere Baustelle. Vielleicht muss der einfache Tatbestand wieder Erwähnung finden, dass Christen aus muslimischer Sicht *mushrikun* sind, Beigeseller, was in diesem Zusammenhang zumindest ein in nicht akzeptabler Weise verfälschtes Gottesverständnis meint, wenn nicht blanken Polytheismus. Das ist nicht Polemik, sondern Gegenstand der tief greifenden Uneinigkeit, angesichts derer doch zu fragen ist, ob gerade gemeinsames Gebet der Ort sein kann, an dem damit umgegangen wird.

Christliches Gebet lebt – als gottesdienstliche Grundform – vom Gegenüber, genauer: von der Gegenwart des dreieinigen Gottes.¹⁵ Dies ist nicht Ausdruck dogmatischer Engstirnigkeit, sondern Konsens der christlichen Kirche(n) wie überhaupt der Christenheit *von Anfang an*. Es gibt keine Phase der Kirchengeschichte, in der ein nichttrinitarisches Gebet denkbar wäre, denn es gilt, was der Marburger Theologe Hans-Martin Barth in seiner Entfaltung des evangelischen Glaubens „im Kontext der Weltreligionen“ (so der Untertitel) prägnant so auf den Punkt bringt: „Nur im Zuge trinitarischen Denkens konnte die Begegnung mit Jesus, dem Christus, als das erfasst werden, was sie war. Aus der Begegnung mit Jesus als dem Christus erwuchs das trinitarische Bekenntnis mit innerer Notwendigkeit.“¹⁶ Gebet ist weder reine Anbetung noch zuallererst Kontem-

plation, sondern ein wirklichkeiterschließendes Beziehungsgeschehen, nach Luther *cognitio Dei et hominis*: „also leret uns das Gebet das wir beide uns *und Gott erkennen*“.¹⁷ Das heißt, Gebet ist eben nicht nur eine *menschliche* Äußerung gegenüber einem absolut transzendenten, nur in menschlichen Bildern fassbaren Gott, sondern auch ein *Erkenntnisgeschehen*.¹⁸ Von hier aus ist es völlig abwegig, ein gemeinsames Gebet zu konzipieren, das etwa die „Hingabe an Gott“, die abrahamische „Gottesverehrung“ in einer Allgemeinheit zugrunde legt, die von der Offenbarung in Jesus Christus absehen *muss*, um als Gemeinsamkeit funktionieren zu können. Diese Art abstrakter Gottverehrung ist weder christlich – noch muslimisch zu nennen. Hier hilft auch die konsequente Unterscheidung von multireligiösem und interreligiösem Gebet nicht weiter, die ohnehin für die normale Gemeinde die Verhältnisse eher verunklart als offenlegt.

4. Für Muslime!

Wir versuchen, einige Konsequenzen zu ziehen. Zunächst: Dass Christen (und Muslime) miteinander und füreinander verpflichtet sind, für gegenseitige Achtung und Frieden auch in der gemeinsamen Gesellschaft einzustehen, besteht *völlig unabhängig* vom gemeinsamen Gebet! Wenn wir gemeinsames Gebet ablehnen, geht es gar nicht um die Behauptung eines christlichen Absolutheitsanspruchs, sondern letztlich um die Frage, *wer es ist*, der da die Möglichkeit, den Raum für das Gebet eröffnet, wer das konstitutive Gegenüber des Gebets ist. *Was mir da entgegenkommt*, das ist doch die Frage. Im Gebet steht die nicht zu verhandelnde Selbst-

offenbarung des einen und einzigen Gott- es zur Debatte. Diese Debatte müsste die angesprochenen Widersprüche aufdecken und bearbeiten, nicht durch Einheitsrhetorik überspielen. Dabei ginge es um das Ernstnehmen der erkenntnistheoretischen Gegebenheiten des Dialogs und um den



Respekt vor dem Anderen, der m.E. *weiter* reichen muss, als das in der Praxis gemeinsamen Betens bisher zum Ausdruck kommt. Denn dieser Respekt sollte dazu befähigen und mündig machen, Fremdes auch wirklich fremd sein zu lassen und eben *nicht* über die Harmonisierung auf der Metaebene doch wieder ins Eigene einholen zu wollen.

Ich möchte, bevor ich schließe, kurz anreißen, wie ich die Dinge *positiv* formulieren würde:

1. Wir öffnen unsere Häuser, private und kirchliche Einrichtungen, zur offenen *Gastfreundschaft*. An dieser Stelle haben wir hierzulande Entfaltungspotenzial! Die nachbarschaftliche Kommunikation sucht auf verschiedenen Ebenen und zu unterschiedlichsten Anlässen, was am nachhaltigsten gegen Ab- und Ausgrenzung wirkt und im Begriff schon enthalten ist:

Freundschaft. (Vgl. Röm 12,13b.17f; Hebr 12,14; 13,2).

2. Wir packen gemeinsam an, wo wir durch uns verbindende oder zumindest uns auf beiden Seiten beschäftigende Fragestellungen herausgefordert sind.

3. Wir beten *füreinander* im fürbittenden Gebet. Christen beten für Menschen anderen Glaubens, beten für Muslime, und dies nicht nur in der Öffentlichkeit, sondern auch im persönlichen Gebet (vgl. 1Tim 2,1-7; 1Thess 5,17; Röm 12).

4. Wir öffnen unsere Gottesdienste¹⁹ und üben *spirituelle*

Gastfreundschaft. Dies nun freilich nicht so, dass eine neue Liturgie kreierte wird, sondern in der Weise, dass wir bewusst Anteil geben an Formen christlichen Gottesdienstes, wie wir sie pflegen, und dass wir, wenn es sich anbietet, Anteil nehmen an Formen muslimischen Gottesdienstes, wie sie dort gepflegt werden.

5. Keineswegs ausgeschlossen ist eine durch gemeinsame Betroffenheit motivierte oder spontan in bestimmten Situationen sich ergebende Anteilnahme und Anteilgabe am persönlichen Gebet, in der freundschaftliche Nähe und seelsorgerliche Sensibilität selbstverständlich auch die Formulierung nicht unberührt lässt.

Anmerkungen

¹ Vgl. z.B. K.-J. KUSCHEL, Streit um Abraham. Was Juden, Christen und Muslime trennt – und was sie eint, 2. Aufl. der ungek. Taschenbuchausgabe 1996, München 1997. Kritisch dazu: F. EIBLER, Abrahamische Ökumene – eine Option?, in: ThBeitr 36/4 (2005), S. 173-187.

² Dass es sich dabei um einen „üblichen logischen Fehler“ handelt, der in dem Fall die eigene Perspektive unter der Hand einfach zu allgemeiner Gültigkeit erhebt, spielt in der öffentlichen Diskussion offenbar keine Rolle. Das Argument ist logisch unglücklich, da der jeweilige Bezug der monotheistischen Religionen auf „den einen Gott“ zunächst eben *nichts* aussagt über die *Identität* dieses einen Gottes (es könnten am Ende genauso gut drei verschiedene Götter sein). Das lässt sich an dem parallelen Schluss sehen, der ebenso unglücklich ist: „Alle Menschen haben eine Mutter. Also: es gibt jemand, ist die Mutter von allen ist.“ Ein unglückliches Argument kann freilich dennoch eine wahre Konklusion haben – *das* muss sich allerdings erst auf andere Weise bestätigen (vgl. dazu D. FÖLLESDAL [u.a.], Rationale Argumentation. Ein Grundkurs in Argumentations- und Wissenschaftstheorie, Berlin; New York 1988, S. 266.268f). Wir halten fest, dass wir es mit *Glaubensaussagen* zu tun haben, deren Gegenstand nicht einfach auf der Metaebene für identisch erklärt werden kann. – Zur grundsätzlichen Kritik am Monotheismusbegriff vgl. J. MOLTMANN, Kein Monotheismus gleicht dem anderen. Destruktion eines untauglichen Begriffs, in: Evangelische Theologie 62 (2002), S. 112-122.

³ So wurde etwa – um nur ein Beispiel zu geben – die Vernissage zur Kunstausstellung „Moschee in der Kirche“ am 22.10.2004 in der Tübinger Stiftskirche eröffnet.

⁴ So wird heute durchgehend die Unterscheidung zwischen *interreligiösem* (gemeinsam formuliertem und verantwortetem) und *multireligiösem* Gebet beachtet, bei dem die Vertreter verschiedener Religionen je für sich Gebete aus der eigenen Tradition sprechen, während die übrigen „andächtig zugegen“ sind. Dies geht zurück auf die Arbeitshilfe *Multireligiöses*

Beten. Orientierungshilfe für die Gemeinde, eine Arbeitshilfe des Landeskirchenrates der Evang.-Luth. Kirche in Bayern, erarb. von der Islam-Kommission, München 1992.

⁵ M. BAUSCHKE / W. HOMOLKA / R. MÜLLER, Gemeinsam vor Gott. Gebete aus Judentum, Christentum und Islam, Gütersloh 2004 (vgl. dazu meine Rezension in Judaica 61/1 [2005], 87-89). – *Christlich-islamische Andachten und Gottesdienste. Eine Orientierungshilfe*, hg. vom Evangelischen Missionswerk in Deutschland (EMW) in Zusammenarbeit mit dem Nordelbischen Zentrum für Mission und kirchlichen Weltdienst (NMZ), Hamburg 2005. – Vgl. ferner zum Thema: *Christen und Muslime nebeneinander vor dem einen Gott – Zur Frage des gemeinsamen Betens*. Eine Orientierungshilfe, hg. von der Evangelischen Kirche im Rheinland, Presbyterverband der Evangelischen Kirche im Rheinland, Düsseldorf 1998; *Begegnen – Feiern – Beten*. Handreichung zur Frage interreligiöser Feiern von Christen und Muslimen, hg. im Auftrag des Evang. Oberkirchenrats, Stuttgart, Mai 2003; *Christen und Muslime – Gemeinsam Beten? Überlegungen und Texte*, Arbeitspapier des Ausschusses

„Islam in Europa“ der Konferenz Europäischer Kirchen und des Rat der europäischen Bischofskonferenzen vom 24.11.2003.

⁶ „Im Namen Allahs, des Allerbarmer, des Barmherzigen. (2) Alles Lob gebührt Allah, dem Herrn der Welten, (3) dem Allerbarmer, dem Barmherzigen, (4) dem Herrscher am Tage des Gerichts. (5) Dir allein dienen wir, und zu Dir allein flehen wir um Hilfe. (6) Leite uns den geraden Weg, (7) den Weg derjenigen, denen Du Gunst erwiesen hast, nicht derjenigen, die (Deinen) Zorn erregt haben, und nicht der Irgehenden.“

⁷ Im Psalm freilich „der HERR“; auf die Problematik des Gottesnamens gehen wir hier jedoch nicht weiter ein. „Allah“ heißt „(der) Gott“ und wird auch von arabischen Christen selbstverständlich als Anrede des Vaters Jesu Christi gebraucht. Die Unterschiede sind nicht zualterererst an der Bezeichnung festzumachen, sondern am *Bezeichneten*.

⁸ Luther: „Weisungen“, wörtlich „Wege“, was an hebr. *Halacha*, das „Gehen“ erinnert – das jüdische Religionsgesetz. – Zu solchem Verständnis müssen Psalmen nicht erst – etwa durch die Doxologie – „getauft“ werden, eine schon liturgiegeschichtlich völlig irrige Ansicht (sonst hätte man ja auf das Magnificat oder den Philipperhymnus *nicht* die Doxologie gesungen).

⁹ Nach Sure 2,133 ist er der Gott Abrahams, Ismaels und Isaaks (Jakob = Israel ist ausgeblendet).

¹⁰ Vgl. F. EIBLER, Barmherzigkeit Gottes. Das koranische und das biblische Zeugnis unter besonderer Berücksichtigung der Wurzel *r-h-m*, unveröfftl. Manuskript 1993.

¹¹ Vgl. M. BAUSCHKE u.a., *Gemeinsam vor Gott* (s. Anm. 5), S. 19: „Der eine Gott verbindet und vereint uns Juden, Christen und Muslime unbeschadet unserer unterschiedlichen Glaubensauffassungen oder Gebetsstile.“

¹² Die Behauptung einer übergeordneten Einheit verlangt einen *externen Standpunkt*, eine Beobachterperspektive. Diese ist uns im Kontext des Glaubens nicht gegeben. Die Einheit kann daher Gegenstand der Hoffnung, nicht aber Grundlage im Dialog sein. Vgl. F. EISSLER, *Abrahamische Ökumene – eine Option?* (s. Anm. 1), Abschn. II.

¹³ Vgl. G. LÖHR, *Das indische Gleichnis vom Elephanten und den Blinden und seine verschiedenen Deutungen. Zum Problem interreligiöser Toleranz und des interreligiösen Dialogs*, in: *ZfMR* 79 (1995), S. 290-304. Löhr weist mit Recht darauf hin, dass es sich also durchaus um eine Art „kalter Gleichschaltung“ handelt, die so gerade im Widerspruch zu der damit verbundenen Toleranzbehauptung steht (ebd., S. 299).

– Verständigung über die Grenzen der Überzeugungssysteme hinweg ist damit keineswegs ausgeschlossen! Binnenperspektiven sind nie isolierte Inseln, nie rein gegensätzlich und nie scharf gegeneinander abgrenzbar, vielmehr gibt es Überlappungen, die die Auffindung partiell übergreifender Kriterien ermöglichen.

¹⁴ A. M. A. ZIDAN, *Fiqh-ul-‘ibadat*. Einführung in die islamischen gottesdienstlichen Handlungen, Frankfurt (Eigenverlag) o.J.

¹⁵ Gebet ist „im engeren Sinne antwortendes Sprechen zu Gott, dessen Zuwendung durch Wort und Sakrament erfahren worden ist. [...] Vorausgesetzt sind dabei das vom menschlichen Bewusstsein und Willen unabhängige personale Sein Gottes, seine Dreieinigkeit und seine Offenbarung durch Jesus Christus.“ Auch wo die explizit trinitarischen Formel(n) wie das trinitarische Votum, das Gloria Patri und das Kreuzeszeichen (Bekreuzigung) „ganz oder teilweise weggelassen werden, ist ihr Sinn doch impliziert.“ (G. R. SCHMIDT, Art. Gebet IX. Praktisch-theologisch, RGG⁴ Bd. III, Tübingen 2000, S. 501). – Gebet ist eine „Totaldimension des Gottesdienstes“ und setzt als solche „die *offenbare Gegenwart Gottes* voraus. Das Gebet setzt diejenige Gegenwart Gottes voraus, in der Gott für uns da ist, so dass wir mit ihm sprechen können, wie er mit uns redet. *Gebet geschieht in der Inkarnationsgegenwart Gottes.*“ (P. BRUNNER, *Der Gottesdienst als Gebet*, in: *Leiturgia I* (1954), S. 256-259, hier: S. 256; Hervorhebung geändert).

¹⁶ H.-M. BARTH, *Dogmatik*. Evangelischer Glaube im Kontext der Weltreligionen, Gütersloh² 2002, S. 273f. Sehr hilfreich ist zur Trinität auch G. GRESHAKE, *Kleine Hinführung zum Glauben an den dreieinen Gott*, Freiburg i.Br.; Basel; Wien 2005.

¹⁷ WA 32,419,33, zit. in D. HILLER, Art. Gebet VII. Fundamentaltheologisch, RGG⁴ Bd. III, Tübingen 2000, S. 499 (meine Hervorhebung).

¹⁸ Und dies im Namen Jesu: „Das Gebet ist ein Reden des Herzens mit Gott in Bitte und Fürbitte, Dank und Anbetung. Am guten wie am bösen Tage dürfen wir als Gottes Kinder *im Namen Jesu* zu ihm kommen.“ (Johannes Brenz)

¹⁹ Bzw. fragen uns, warum diese öffentlichen Kristallisationspunkte christlichen Gemeindelebens als „geschlossen“ erscheinen!

Fenster in die Welt der Psalmen



Der Journalist, Texter und Theologe Christoph Zehendner, geb. 1961, ist seit 1982 mit Ingrid verheiratet, hat zwei Kinder, Samuel und Johanna Maria, und lebt mit seiner Familie in Steinenbronn bei Tübingen.

Nach Hörfunkvolontariat und Redakteurstätigkeit beim Evangeliums-Rundfunk in Wetzlar, Studium der evangelischen Theologie an der Philipps-Universität in Marburg und Redakteurstätigkeit beim Hessischen Rundfunk arbeitet er heute als freier Hörfunkjournalist für die landespolitische Redaktion des Südwestrundfunks in Stuttgart.

Daneben ist er als Liedtexter tätig, gibt Konzerte und hat an gemeindebezogenen Konzepten wie "Begegnungen", "Felsenfest", "Folgen" und "Er hört dein Gebet - Lieder für den Gottesdienst" mitgearbeitet. Sein jüngstes Projekt trägt den Titel "Beziehungen - Fenster in die Welt der Psalmen".

Mehr als 200 Liedtexte aus seiner Feder sind auf vielen CDs und in unzähligen Notenausgaben veröffentlicht, unter anderem in den evangelischen Gesangbüchern von Württemberg und Baden, außerdem ist er Autor mehrerer Bücher (zu beziehen über den Buchhandel oder den online-Shop: www.aufdenpunkt-musik.de).

PfarrerIn Elke Maihöfer führte mit Christoph Zehendner das folgende Gespräch:

Herr Zehendner, sie haben in den letzten Jahren zwei CDs und Bücher herausgebracht, denen Psalmen zugrunde liegen. Wie kommt es, dass sie im zweiten Jahrtausend nach Christus auf Texte aus dem ersten Jahrtausend vor Christus zurückgreifen?

Je länger ich mich mit den Psalmen beschäftige, desto mehr fange ich für sie Feuer. Hier ist nicht von Glaubentheorie die Rede sondern von Glaubenspraxis,

hier reden, schimpfen, jubeln, klagen Menschen frei heraus, wie ihnen „der Schnabel gewachsen ist“ – und wenden sich aus Not, Elend, Freude oder Festtagsstimmung heraus an Gott.

Und sie tun es in einer bildhaften, kraftvollen Sprache. Gerade diese Bilder haben mir in die Psalmen hinein geholfen: Die Quelle, das Schwalbennest, die Wüste, die Mauer – wer sich heutzutage nur einen Moment lang in diese Bilder hineindenkt, kann erleben, wie aktuell sie sind. Auch und gerade in einer Gegend, die ganz anders aussieht als das alte Israel!

Was ist für Sie das Besondere an den Psalmtexten?

Ich könnte stundenlang schwärmen: Ihre Vielfalt, ihre Persönlichkeit, ihre Echtheit, ihre Menschlichkeit, ihr Vertrauen, ihre Lebendigkeit, ihr bedingungsloses Festhalten an Gott....

Was wollen sie, welche Absicht haben Sie mit Ihren neuen Liedern zu den Psalmen?

Das versuche ich mit dem Untertitel der letzten Alben so auszudrücken: Ich möchte „Fenster in die Welt der Psalmen“ öffnen, Menschen dazu einladen, einen ersten Blick auf die Welt der Psalmen zu werfen, Interesse zu bekommen, sich hineinzuversetzen, nachzulesen, mitzubeten und dann hoffentlich selbst Worte zu finden für das Gespräch mit Gott. Erstaunlicherweise lassen sich erfahrene Bibelkenner da genauso anstecken, einladen, inspirieren wie Menschen, die bisher nur wenig Zugang zur Bibel haben.

Welche Erfahrungen machen Sie auf Ihren Konzerten?

Viele Psalmen kommen sehr gut an. Manche bei jüngeren, manche bei älteren Menschen. Manche lösen Begeisterung und Jubel aus, andere Betroffenheit, Schweigen, Meditation. Ich lade bei meinen Konzerten und Musikgottesdiensten sehr gerne zum Mitsingen ein – und freue mich, wenn dann viele Menschen mit mir gemeinsam ein modernes Lied nach einem alten Psalmmotiv singen. Manche meiner Psalmenlieder verbreiten sich sehr weit, ich war damit auf Tournee in Südafrika, in Rumänien und im deutschsprachigen

Raum. Und überall stelle ich fest: Gerade Menschen in schwierigen Lebenslagen fühlen sich persönlich angesprochen. Und immer wieder berichten mir Zuhörer: Dieser oder jener Psalm ist für mich zu einem Psalm geworden und prägt meine Beziehung zu Gott. Aber vielleicht kommen Ihre Leser ja einfach selbst einmal zu einem Konzert – Informationen finden sie auf meiner Homepage unter www.christoph-zehendner.de

Was bedeuten Ihnen die Psalmen persönlich?

Sie sind für mich eine wunderbare Möglichkeit, mit Gott zu sprechen, ihn zu bejubeln, ihm Fragen zu stellen. In einer guten Tradition, aber eben auch ganz persönlich, direkt, ergänzt von meinen eigenen Worten. Und wenn mich manchmal jemand als „modernen Psalmisten“ bezeichnet, protestiere ich nicht sehr heftig.

Haben Sie einen "Lieblingspsalmvers"?

Einen? Das ändert sich, immer neu fallen mir bestimmte Verse ins Auge und werden mir wichtig. Ich liebe ganz besonders die Sätze aus dem 84. Psalm, in denen die Heimat beschrieben wird, die wir in Gottes Nähe finden können.

Vielen Dank und weiterhin Gottes Segen für Ihre vielfältigen Aufgaben.

Weil Gott wacht

zu Psalm 4

Am Ende dieses Tages leg ich die Beine hoch,
so viele Dinge hielten mich auf Trab.
Jetzt kann ich nichts mehr ändern und überlege doch,
was gut lief und was ich verdorben hab.
Da wird aus den Gedanken allmählich ein Gebet.
Ich bleib in meinem Grübeln nicht allein.
Ich weiß: Gott kann mich hören. Ich weiß, dass er versteht.
Er bleibt mir treu. Da kann ich sicher sein.

Ich leg mich hin und hoffe
auf eine gute Nacht.
Ich kann beruhigt schlafen,
weil Gott wacht.

Am Ende dieses Tages steigt sie noch einmal auf,
die Angst, die mir heut in die Seele kroch.
Die Angst, nicht mitzuhalten im Lebensdauerlauf,
sie lähmt und sie bedrückt mich immer noch.
Ich fürchte mich vor Menschen, die mächtig sind und kalt;
sie machen mir das Leben oft so schwer.
Gott, hilf mir, bet ich leise, schütz mich vor der Gewalt.
Steh mir doch bei, ich brauche dich so sehr!

Ich leg mich hin und hoffe
auf eine gute Nacht.
Ich kann beruhigt schlafen,
weil Gott wacht.

Christoph Zehendner

Christoph Zehndner

Gott loben mit weitem Horizont

Welche Psalmen können wir eigentlich heute singen?

„Lasst uns mit Danken vor sein Angesicht kommen und mit Psalmen jauchzen“ (Psalm 95,2)! Diese Einladung, diese Aufforderung des „Fachmanns“ in Sachen Gebet ist klar und unmissverständlich. Und doch tun sich viele Gemeinden, viele CVJM, viele Hauskreise unserer Tage schwer damit, „ihre“ Psalmen zu entdecken und dann auch jauchzend zu singen.

Natürlich, es gibt die guten alten Lieder, die schon unsere Eltern, Großeltern und Vorväter im Glauben gerne sangen und mit denen sie Gott von ganzem Herzen lobten. Die Choräle und Heilslieder vergangener Jahrhunderte, von denen viele in unseren Gesangbüchern stehen, die wertvolle Inhalte haben, verdichtete Glaubenserfahrungen - und die doch von ihrer Sprache und von ihrer Musik her vielen Zeitgenossen fremd bleiben.

Natürlich, es gibt auch die zeitgemäßen Lobpreislieder mit eingängigen Melodien, knappen Texten, die so lange wiederholt werden, bis auch der Letzte sie mitsingen kann. Lieder, die aus dem charismatischen Lager bis in die letzte Kirchengemeinde geschwappt sind und dort überwiegend begeistert aufgenommen und mitgesungen werden, teils aber auf Skepsis stoßen - wegen ihrer schlagerhaften Harmonien, ihrer manchmal fragwürdigen theologischen Aussagen, ihrer kanaanäisch-frömmelnden Sprache.

Welche Psalmen, welche Gebetslieder also können wir aus vollem Halse singen, wenn das bisher vorhandene Angebot eher dürftig ist und nicht so recht passen will zu uns, unserer Sprache, unserer Theologie, unserem Musikverständnis?

Ich mache einen gewagten Vorschlag: Jede wache Christin, jeder wache Christ sollte nicht irgendwelche Lieder singen, sondern ganz persönlich und ganz bewusst für sich selbst „ihre/seine“ Psalmen herausuchen aus dem großen Angebot von Liedern, sollte sammeln, lesen, Probe singen, nachbeten, erleben (vielleicht sogar selbst schreiben!) und dann entscheiden: Diese Art, Gott zu loben passt zu mir - und viele andere Ausdrucksformen eben nicht! Ich plädiere für Vielfalt, für Abwechslung, für Persönlichkeit, für Authentizität - und gegen Massenware, Einheitskost, Gruppenzwang! Die Themen der 150 biblischen Psalmen sind höchst unterschiedlich: vom Jubel bis zum Jammer, vom leidenschaftlichen Lobgesang bis zur stummen Klage, vom Ausdruck brennenden Vertrauens bis zu Ratlosigkeit und Zweifel.

So vielfältig und unterschiedlich wie diese Gebete sind die Erfahrungen, die wir mit Gott machen. Und genauso vielfältig und unterschiedlich können, ja müssen die Ausdrucksformen unseres Lobs, unseres Gesprächs mit Gott, unseres gesungenen Gebets, unseres Nachdenkens über den Glauben sein.

Mir will es einfach nicht in den Kopf, dass ich mich in bestimmten Kreisen schon geistlich verdächtig mache, wenn ich nicht zur „Lobpreiszeit“ aufstehe, meinen verklärten Blick gen Himmel richte und die Arme erhebe. Ich sehe keinen geistlichen Nutzwert darin, dass ich nur die Lieder singen sollte, die in meiner kirchlichen „Blutgruppe“ gerade weit verbreitet sind. Ich wehre mich dagegen, mir von Verlagsmanagern auf Hochglanzprospek-

Strom der Begeisterung für den großen Gott. Die Freiheit, einen Liedtext von benadeten Liedermacher-Kollegen wie z.B. Manfred Siebold, Jürgen Werth, Martin Buchholz, Peter Strauch, Albert Frey laut zu lesen, mich hineinzudenken, mitzubeten und ihre Worte beim Nachsprechen zu meinem Gebet zu machen.

Die Freiheit, selbst mit meinen Worten das auszudrücken, was ich für Gott und über



ten einreden zu lassen, welche Lieder welcher Autoren gerade weltweit besonders geistlich, besonders kraftvoll oder besonders gesalbt sein sollen.

Ich möchte mir als freier Christenmensch die Freiheit nehmen, mich so in ein Taizelied wie „Laudate omnes gentes“ hineinzuvertiefen, dass ich still und immer stiller werde, die Augen schließe, weine (wenn mir danach ist) und dabei eine Begegnung mit Gott habe. Die Freiheit, zu einem Loblied in englischer Sprache mit einem kräftigen Rhythmus fröhlich zu klatschen, meinen Körper zu bewegen, mit Leib und Seele einzutauchen in den

ihn empfinde, ohne dafür die klassischen Formulierungen und Schablonen zu benutzen. Die Freiheit, die Unterschiedlichkeit und Vielfalt christlicher Lieder zu entdecken, zu bestaunen, zu erleben und weiter zu empfehlen - ganz egal, welche Form von Liedern gerade als modern, in, hipp oder besonders geistlich gilt. Und zu entscheiden, welcher Text, welche Musik welche Atmosphäre am besten zu mir und meiner Weise, von Gott und mit Gott zu reden, passt.

Zum von Luther vorgeschlagenen „Priestertum aller Gläubigen“ gehört für mich



auch die Verantwortung für das Liedgut, mit dem ich mich umgebe, das ich an mich und meine Seele heranlasse. Diese Verantwortung kann ich mir - leider oder Gott sei Dank - nicht einfach vom Gemeindefeiler, vom CVJ M-Vorsitzenden, vom Organisten oder von der Lobpreisband abnehmen lassen. Beim Gottesdienst und bei der Gemeindeveranstaltung entscheiden natürlich nur einige wenige über die Auswahl der Lieder, die alle gemeinsam singen. Aber die Auswahl über die Lieder, die bei mir im Auto oder im Wohnzimmer laufen, die ich an mich öfter heranlasse und in stillen Stunden bewusst nachsinge, die trage ich ganz alleine. Und das ist auch gut so.

Und vielleicht kann bei der Gelegenheit ja ein Prozess beginnen:
Wie schön wäre es, wenn wir nach den Wellen der letzten Jahre - SacroPop, Kirchentagslieder, Lobpreis etc. - wegkämen von den „Wellenbewegungen“ und hin zu ganz persönlichen Entdeckungen im weiten Feld der von Gott geschenkten Musik. Wie schön wäre es, wenn diese Vielfalt auch unsere Gottesdienste und CVJM-Abende beleben könnte: Ein Lied von Paul Gerhard ergänzt eins von Lothar Kosse, Jörg Swobodas „Herzen die kalt sind wie

Hartgeld“ ertönt neben Zinzendorfs „Herz und Herz vereint zusammen.“ Ein Gospel aus Amerika beschreibt die Sehnsucht nach Freiheit und ein brandneues Lied unserer Tage dankt Gott anschließend dafür, dass er Freiheit geschenkt hat. Ich finde: Wir brauchen eine neue Singkultur. Wir müssen, können, dürfen uns auf den Weg machen zu neuer Tiefe, neuer Vielfalt, neuer Kreativität. Gottes Lob darf nicht nur „einseitig“, eintönig bei uns erklingen. Neue Psalmen müssen geschrieben, gesungen, entdeckt, verbreitet werden - nicht umsonst fordern die Psalmisten selbst uns immer wieder dazu auf, Gott ein „neues“ Lied zu singen!
„Sage mir, was du singst und ich sage dir, was du glaubst“, möchte ich rufen und dabei leise mit den Augen zwinkern. Und dabei wünschen, dass sich in allen Gemeinden und Kreisen der Horizont des Glaubens, des Gebets, des Lobs entwickeln darf und weiter, höher, tiefer und bewusster werden kann!

Mit freundlicher Genehmigung entnommen aus: CVJM-Mitarbeiterhilfe 4.2004

Im Blick

zu Psalm 139

Du hast mich gestaltet, wunderbar erdacht,
aus zwei Menschen mich hervorgebracht.
Schon im Leib der Mutter hast du mich gekannt,
mich beschenkt mit Seele und Verstand.

**Du hast mich im Blick, lässt mich nie aus den Augen.
Du hast mich im Blick, ob ich liege oder steh.
Du hast mich im Blick, siehst mich voller Liebe,
wohin ich auch geh, wohin ich auch geh, wohin ich auch geh.
Immer schon hast Du mich im Blick.**

Du hast mich begleitet, nie war ich allein,
warst bei mir in Sturm und Sonnenschein.
Manchmal will ich fliehen; du bist mir zu nah.
Doch auch in der Ferne bist du da.

**Du hast mich im Blick, lässt mich nie aus den Augen.
Du hast mich im Blick, ob ich liege oder steh.
Du hast mich im Blick, siehst mich voller Liebe,
wohin ich auch geh, wohin ich auch geh, wohin ich auch geh.
Jederzeit hast Du mich im Blick.**

Flöge ich zum Himmel, wärst du längst schon dort.
Du bist für mich da, an jedem Ort.
In den tiefsten Tiefen treffe ich auf dich.
Du bist da - darauf verlass ich mich!

**Du hast mich im Blick, lässt mich nie aus den Augen.
Du hast mich im Blick, ob ich liege oder steh.
Du hast mich im Blick, siehst mich voller Liebe,
wohin ich auch geh, wohin ich auch geh, wohin ich auch geh.
Überall hast Du mich im Blick.**

Christoph Zehendner © Auf den Punkt, Siegen

Christa Steege

Die Glastür



Langsam schmilzt der Schnee in den nördlichen Ländern, wenn die Sonne im Frühling höher steigt. Langsam sind auch die Herzen, ehe die Liebe sie auftauen und verändern kann. Aber jeder Sonnenstrahl weckt neue Hoffnung, und jeder kleine Schritt aus erstarrter Gewohnheit in die Wachheit der Liebe ist ein Aufbruch aus der Dunkelheit ins Licht. So geschah es auch dem Bauern Ake von dem wir jetzt erzählen wollen.

Frau Kersti musste Eimer und Melkschemel aus der Hand stellen und sich an die Wand lehnen. „Es geht vorüber“, dachte sie, „es geht bestimmt gleich vorbei, noch ist es ja nicht soweit!“ Aber es ging nicht vorbei. Schwer ließ sie sich an der Wand herunter auf den Schemel gleiten und starrte auf die Tür zum vorderen Flur. Die obere Hälfte dieser Tür war aus Glas: in der Mitte aus undurchsichtigem Milchglas, und ringsherum waren bunte Scheiben aneinandergesetzt, immer eine rote, eine gelbe, eine blaue. Wenn ein Kind sich auf die Zehenspitzen stellte, würde es durch die Tür hereinsehen können zu ihr - gelb oder rot oder blau...

Trotz der reißenden Schmerzen lächelte sie ein wenig bei dem Gedanken, dass ihr Kind einmal so hereinschauen könnte: Ihr Kind würde sich auf den Fußspitzen hochrecken und hereinschauen, mit fest geflochtenen abstehenden Zöpfchen oder einem wirren Jungenschopf, je nachdem. Jetzt ließ der Schmerz etwas nach. Aber

sie blieb noch einen Augenblick sitzen. Es tat gut, sich auszuruhen. Sie sah immer noch auf die Glastür und wunderte sich plötzlich, warum sie sich ihr Kind nur draußen vor der Tür vorstellen konnte, noch dazu vor dieser Tür, die fast nie benutzt wurde, weil alles hintenherum ging. Vom vorderen Flur aus war nur die gute Stube zu erreichen, und die war immer abgeschlossen, ebenso wie die Haustür. Sie selbst war nur ein einziges Mal durch diese Tür hereingekommen, und das war gleich nach ihrer Hochzeit gewesen, als sie als junge Frau hier einzog. Damals stand die Nachbarin, zu ihrem Empfang bereit, mit steif gestärkter Schürze in dieser Tür und stellte sich als eine entfernte Verwandte „der Frau Schwiegermutter“ vor. „Herzlich willkommen“, sagte sie dann und: „Ihre Frau Schwiegermutter war eine vortreffliche Frau.“ Und dann ließ sie „die jungen Leute“, wie sie sie

auch heute noch nannte, an sich vorbei durch die Glastür gehen. Aber der jungen Frau war es manchmal, als stünde sie immer noch draußen oder hätte doch etwas von sich draußen gelassen, was vorher da war und was sie jetzt nicht mehr hatte und schmerzlich vermisste.

Als sie vor dem ersten Weihnachtsfest in ihrer Ehe die schonenden Leinendecken von Sofa, Sessel und Lampen nehmen wollte, um gründlich sauber zu machen und dann die kalte Pracht in eine warme Weihnachtsstube zu verwandeln, war die Nachbarin zufällig dazugekommen. Sie kam ziemlich oft, denn seit ihr Sohn „eine gute Partie gemacht hatte“, wie sie sich ausdrückte, bewohnte sie ihr Häuschen allein und hatte außer sich und ihren Hühnern niemand zu versorgen. Sie zog aus dem Stapel aufgetürmter Kissen eines heraus und glättete die dunkelsamtene Pracht mit vorwurfsvoller Sorgfalt. „Die Frau Schwiegermutter“, sagte sie dabei, „hat die gute Stube nur im Frühjahr einmal sauber gemacht.“ Auf Frau Kerstis schüchternen Protest, es sei doch zu viel Staub da, so könne man doch nicht Weihnachten feiern, erwiderte sie nur tief erstaunt: „Weihnachten? Sie wollen doch nicht etwa hier Weihnachten feiern? Die Frau Schwiegermutter hat die gute Stube nur benutzt, wenn ein wirkliches Fest war, ich meine Hochzeit oder Silberhochzeit ... oder Taufe!“ setzte sie mit einem Blick auf die junge Frau hinzu. Seitdem war alles so

geblieben, bis auf das Reinemachen im Frühjahr natürlich. Jetzt war bald wieder Weihnachten - aber Weihnachten rechnete ja nicht zu den richtigen Festen, an denen die gute Stube benutzt werden durfte, und jetzt lag der jungen Frau auch kaum noch daran. Die Taufe würden sie wohl darin feiern. Vielleicht würde manches leichter werden, wenn das Kind erst da wäre.

An der Hoftür zog jemand die Holzpantoffel aus. Staffan kam auf dicken Socken herein, und hinter ihm trieb der Wind eine Handvoll Schnee in den Flur. Er machte die Tür sorgfältig zu und nahm den Eimer, den sie aus der Hand gestellt hatte, schweigend mit in die Küche. Frau Kersti stützte sich an der Wand hoch, nahm den Schemel und ging ihm nach. Er jagte gerade die Katze vom Tisch und deckte die Milchschißel mit einem Deckel zu.

„Die Frau sollte nicht mehr so schwer tragen“, sagte er, und meinte wohl den vollen Milcheimer, den er für sie hereingebracht hatte. „Es ist gut, dass du gerade da bist, Staffan“, sagte sie, ohne darauf zu antworten. „Ich wollte dir schon länger etwas sagen, aber ich musste es erst in Ruhe bedenken. Deine Kammer ist zu kalt für dich. Der Wind bläst ja durch alle Fugen, und ohne Ofen jetzt im Winter.“ „Ich bin dicht bei den Pferden“, war die etwas ausweichende Antwort. Aber sie ließ sich nicht beirren.



„In deinen Jahren muss man es aber auch ein bisschen warm und gemütlich haben. Die Kammer hier bei der Küche ist doch leer und hat einen Ofen und ein ordentliches Bett, und die Kommode und den Lehnstuhl lass ich dir auch drin stehen. Ich weiß gar nicht, warum wir das nicht schon früher gemacht haben. Am besten ist, du heizt nachher tüchtig und bringst gleich heute deine Sachen mit rein.“ Staffan betrachtete sie schweigend und freundlich. „Das ist sehr gut gemeint von der Frau“, antwortete er schließlich, „aber wer weiß, ob es dem Bauern recht wäre?“ Die junge Frau nahm schon den Schlüssel vom Haken neben der Tür und schloss auf. „Ich werde den Bauern fragen“, hörte Staffan sie noch sagen, während er vor der Hoftür schon in seine Holzpantoffel stieg.

Als die Bäuerin am Abend die große Suppenschüssel auf den Küchentisch setzte, fingen die ziehenden Schmerzen wieder an. Sie wartete, bis die Männer sich satt gegessen hatten, und bat dann Staffan, zur Hebamme hinüberzugehen. Ake sah sie überrascht an. „Ist es denn schon so weit?“ - „Eigentlich noch nicht...“ Es war ihr so unangenehm, dass das Kind anscheinend nicht die errechnete Zeit abwarten wollte, dass sie Mühe hatte, die rechten Worte für das zu finden, was sie jetzt, wo Staffan hinausgegangen war, in Ordnung bringen wollte. „Ich würde es gerne sehen“, begann sie, „wenn Staffan in der Kammer neben der Küche schlief. Er ist ein alter Mann, und die Knechtskammer im Pferdestall ist wirklich zu schlecht.“ Der Bauer Ake sah seine Frau so erstaunt an, als hätte sie verlangt, er solle die Pferde mit in die Küche bringen. „Aber es ist immer so gewesen“, war denn auch die einzige Antwort, die ihm einfiel. „Und wenn auch!“ gab sie ungewohnt heftig zurück, „kann man denn niemals etwas besser machen, nur weil es immer schon so gewesen war?“ Er fand in seiner langsamen Art nur mühsam eine Antwort: „Die Mutter hat in der Kammer geschlafen, seit sie mir den Hof übergeben hat, sie ist auch in dem Bett gestorben. Ich glaube nicht, dass sie es erlaubt.“ Da war es wieder! Die Mutter war seit fünf Jahren tot, und hier saß ihr vierzigjähriger Sohn und sagte: „Ich glaube nicht, dass sie es erlaubt.“ Nicht einmal „erlaubt hätte“ oder „erlauben würde“ sagte er. Einfach, dass sie es erlaubt, so als sei sie noch da, die Vortreffliche! Und plötzlich wusste die junge Frau, dass es tatsächlich so war. Sie, die sie in ihrem verborgenen,

immer wieder heruntergeschluckten Zorn die „Vortreffliche“ nannte, war eigentlich immer noch da, war die heimliche Herrin des Hauses, nach deren Wünschen alle sich richteten. Sie stand in jener Tür und ließ niemand herein, den alten Staffan nicht, ihr Kind nicht, ja sie selbst, die junge Frau, auch nicht. Obgleich sie schon seit drei Jahren Bäuerin und Hausfrau dieses Hauses war, musste sie immer noch draußen stehen, draußen vor der Glastür mit den bunten Scheiben! Das Taschentuch, das Kersti zwischen ihren eiskalten Händen hin und her zerrte, zerriss in zwei Hälften. „So“, sagte sie leise, „sie erlaubt es nicht? Sie erlaubt es dann auch wohl nicht, dass mein Kind hier geboren wird? Das beste ist, ich gehe auch in den Pferdestall, damit du hier mit der Vortrefflichen alleine herrschen kannst.“ Sie lachte plötzlich schrill: „Starr mich nicht so an! Sieh lieber in der Küche nach, ob sie da steht und Brot bäckt!“ Dann schlug sie die Hände vors Gesicht und sank schluchzend auf die Bank. Der Bauer ging mit schweren Schritten hinaus. In der Tür wandte er sich um und sagte: „Wenn ich nicht wüsste, dass das Kind dir zu schaffen macht, müsste ich denken, du redest irre.“ Unsanft fiel hinter ihm die Tür ins Schloss. Eine Weile noch schüttelte das Schluchzen die Bäuerin. Dann wurde sie ruhiger. Sie wischte mit den Fetzen des nassen Taschentuchs die Tränen vom Gesicht, räumte das Geschirr beiseite, wie sie es gewöhnt war, und fegte die Krümel vom Tisch. Einen Augenblick lang musste sie sich setzen. Die Schmerzen kamen wieder, und sie wusste jetzt, dass es die ersten Wehen waren. Das erschreckte und beruhigte sie zugleich, und es bedeutete

auch, dass sie schnell tun musste, was sie vorhatte. So stand sie auf, sobald der Schmerz im Rücken etwas nachließ, trocknete die Hände an dem Wischtuch ab, das sie immer noch in der Hand hielt, nahm das Tuch um den Kopf und stieg in die Holzpantoffel. Für Schuhe war die Zeit schon zu knapp, und sie hätte sich auch nicht mehr zu den Schnürsenkeln herunter bücken können. „Hier ist kein Platz für das Kind“ war der einzige Gedanke, den sie noch fassen und festhalten konnte, und sie wusste, dass sie durch dieselbe Tür hinausgehen müsse, durch die sie einmal hereingekommen war, durch die bunte Glastür.



Zögernd stand sie in dem kleinen Vorraum zwischen der Glastür und der Haustür. Sie schaltete das Licht ein, das sich vielfach in den Scheiben spiegelte, rot, blau und gelb und bräunlich in dem blanken Lack der Tür, die in die gute Stube führte. Sorgfältig schloss sie die Glastür hinter sich ab und steckte den Schlüssel in die Schürzentasche. Als sie aber, unsicher, was nun weiter zu geschehen habe, zögerte, meinte sie in der Verwirrung ihrer Gedanken die Stimme der Nachbarin zu hören. Sie sagte: „Die vortreffliche Frau Schwiegermutter erlaubt nicht, dass Weihnachten zu den richtigen Festen gehört, nur Silberhochzeiten und Beerdigungen!“ Sie wollte sich dagegen wehren. „Aber auch Taufen!“ wollte sie rufen. Doch war in ihren Ohren nur noch das Rauschen steif gestärkter Schürzen, und in Angst und Entsetzen riss sie die Haustür auf und stürzte hinaus. Von Zeit zu Zeit trieb ein Windstoß nassen Schnee in den schön gebohnten kleinen Vorflur. Als Staffan mit der Hebamme zurückkam (er sagte „Wehmutter“), sah er mit Verwunderung den hellen Lichtschein aus der vorderen Haustür auf die Straße fallen. Nicht weit davon fanden sie die junge Bäuerin. Dem alten Mann blieb vor Schreck fast das Herz stehen. Er stand mit gefalteten Händen neben der dunklen Gestalt und fragte tonlos: „Ist sie tot?“ Aber die Wehmutter war eine energische Frau. „Ach Unsinn, Staffan, so schnell stirbt sich's nicht! Aber wir müssen sie jetzt hereinschaffen, nimm du die Füße!“ Sie trugen sie gleich durch die Haustür, und weil sie die Glastür verschlossen fanden, nahm Staffan den Schlüssel zur guten Stube vom Haken, schloss auf, und sie

betteten sie auf das Plüschsofa. Da lag sie auf der weißen leinenen Schondecke. Ihr erster Blick, als sie unter den Bemühungen der Wehmutter die Augen aufschlug, fiel auf Staffan. Sie versuchte ein Lächeln und flüsterte: „Wenn sie uns auch nicht hereinlassen, Staffan, das schadet nichts! Dann bleiben wir bei den Pferden. Auch das Christkind ist im Stall geboren, deshalb wird Weihnachten doch ein richtiges Fest!“ - „Jetzt ist sie irre geworden!“ murmelte Staffan verstört. Er sah sich um, ob seine hilflosen Hände nichts zu tun fänden. Als sein Blick auf den schön verzierten Kachelofen fiel, seufzte er erleichtert auf und wandte sich zum Gehen: „Ich werd' erst mal ordentlich heizen!“ — „Und sorg, dass wir heißes Wasser kriegen und Kissen und Decken!“ rief ihm die Wehmutter noch nach und breitete, ungerührt durch die plüschene Pracht, auf der Tischdecke alles aus, was sie jetzt sehr bald brauchen würde, um einem kleinen Menschen ins Leben zu helfen. Staffan lief außen ums Haus und über den Hof, weil die Glastür ja abgeschlossen war. Er schob trockene Holzscheite auf die verlöschende Glut im Herd, rückte den Wasserkessel darüber, zerrte mit zitternden Händen das Bettzeug vom Lager der Bäuerin und lief, so schnell seine alten Beine es nur wollten, ums Haus und brachte alles in die gute Stube. Dann rannte er wieder zurück ums Haus und in den Holzschuppen und kniete gleich darauf vor dem Ofenloch des grünen Kachelofens in der guten Stube und blies das Feuer, bis es knisternd aufbrannte. Die beiden Frauen kümmerten sich nicht um ihn. Jetzt fiel ihm ein, dass er den Bauern nirgends gesehen hatte. Etwas



steif vom Knien richtete er sich auf. „Ich geh' den Bauern suchen.“ - „Der kann uns jetzt nicht viel nützen!“ kam die Antwort der Hebamme etwas kurz. „Bring uns lieber bald das heiße Wasser!“ Staffan ging wieder um das Haus herum, aber als er die Hoftür aufmachte, sah er Licht im Pferdestall. Neben der Laterne fand er den Bauern auf einem Bund Stroh sitzen, den Kopf schwer in die Hände gestützt. „Es ist jetzt soweit, Herr“, sagte er nur. Der Bauer fuhr hoch. „Gott sei Dank, Staffan“, sagte er, „ich fürchtete schon....“ Aber er sprach nicht aus, was er gefürchtet hatte. Dafür sagte Staffan aber: „Ich weiß nicht, ob alles zum besten steht, wir fanden die Frau draußen vor dem Haus, und sie redete wie im Fieber.“ „Wo habt ihr sie denn jetzt?“ unterbrach ihn Ake. „Wir haben sie in die gute Stube gebracht, das war das nächste“, erwiderte

der Knecht, und erst jetzt fiel ihm ein, dass es dem Bauern vielleicht nicht recht sein könnte. Aber Ake war schon losgerannt. Als Staffan atemlos hinter ihm her kam, um ihm zu sagen, dass er außen ums Haus gehen müsse, weil die Glastür verschlossen sei, fand er den Bauern schon damit beschäftigt, das Küchenbeil mit hartem Druck zwischen Glastür und Rahmen zu stemmen. Jetzt splitterte das Holz, und die Tür gab krachend nach. Eine gelbe und eine blaue Glasscheibe zersprangen auf dem Fußboden. Der Bauer schien es nicht einmal zu bemerken. Er stand schon neben dem roten Plüschsofa und berührte verlegen das feuchte Haar seiner Frau, das wirr über die Lehne hing. „Wird es gut gehen?“ fragte er flüsternd. „Das weiß nur der liebe Gott“, antwortete die Hebamme streng. Dann sah sie ihn einen Augenblick lang an. „In diesem Zimmer bist du auch geboren, nur war's damals noch nicht die gute Stube. Und deine tüchtige und gute Mutter hat es nicht verdient, dass du sie als Schreckbild für deine eigene Frau benutzt, als wäre sie ein schwarzer Mann! Du hättest deine Frau nur sollen reden hören in ihrem Fieber!“ „Aber ich habe doch nicht. . .“, stammelte er verwirrt. Weiter kam er nicht, weil ihn energische Hände aus der Tür und dem wartenden Staffan in die Arme schoben. „Ich ruf euch schon, wenn ich euch brauche!“ klang es jetzt etwas milder hinter ihm her. „Wir gehen in den Stall, Herr“, entschied Staffan. „Die stumme Kreatur versteht zu warten, da wird es jetzt am besten für uns sein.“ Der Bauer Ake ließ sich mitnehmen. Als sie auf dem Strohbündel saßen, packte er Staffans Hände und drückte sie mit

aller Kraft. „Staffan“, sagte er, „wenn alles gut geht, sollst du die Kammer haben, und wenn sie es verlangt, sogar die gute Stube!“ „Die gute Stube will ich gar nicht“, versicherte Staffan ernsthaft. „Aber die Kammer bei der Küche sollte mir schon recht sein. Ich könnte da auch besser mal nach dem Jungen sehen, wenn die Frau zu schaffen hat.“ Der Gedanke an den Jungen half ihnen beiden. Auf die Möglichkeit, dass es ein Mädchen werden könnte, kamen sie gar nicht. Drinnen in der guten Stube hatten sie es inzwischen nicht leicht. Manchmal rissen die Schmerzen die Bäuerin aus der Verwirrung ihrer fiebrigen Gedanken. Dann sprach ihr die Wehmutter gut und freundlich zu: „Dein Mann hat's seiner Mutter auch nicht leicht gemacht. Dickköpfe sind sie alle, und es kam sie hart an. Aber als er endlich da war, hat sie immer abwechselnd gelacht und geweint!“ „Sie hat ge-



lacht und geweint?“ fragte Kersti in ihrer nächsten Atempause. „Wie richtige Menschen gelacht und geweint?“ „Ja, wie denn sonst?“ wollte die Hebamme wissen. „Wenn du sie noch gekannt hättest, wäre sie dir vielleicht mit der Zeit ganz lieb geworden, wenn sie auch nicht gerade die freundlichste war. Aber sie hat lange genug alle Last des Hofes auf ihren Schultern gehabt, vielleicht wäre sie froh gewesen, sie loszuwerden?!“ „...froh gewesen, sie loszuwerden...“, wiederholte die junge Frau. Dann hatten sie beide keine Zeit mehr zum Reden, und nach einer halben Stunde lag mitten auf der roten Plüsch-Tischdecke ein sauber gewickeltes weißes Bündel, denn keiner hatte daran gedacht, das bereitstehende Kinderbettchen aus dem Schlafzimmer herüberzuschaffen. Die Bäuerin lag müde und zufrieden in Ihren Kissen und wusste jetzt, dass ihr Sohn nicht im Stall, sondern in der guten Stube geboren worden war. „Ist er nicht ein schönes Kind?“ fragte sie Ake, der es vorsichtig in den großen Händen hielt, während Staffan das Bettchen herein trug. Der Bauer sah sie verwundert an. Die Vorstellung schön oder nicht schön war in seinem Vaterstolz noch gar nicht vorgekommen. Dann betrachtete er noch einmal das krebsrote, von seinem mühseligen Weg ins Leben noch etwas schief gedrückte Kinderköpfchen, und dann log er. Zum ersten Mal in seinem Leben log Ake, seiner Frau zuliebe, und antwortete: „Ja, er ist wirklich schön!“

Mit freundlicher Genehmigung entnommen aus: Der Fächer, 25 Jahre christliche Prosa in der DDR, Christliche Verlagsanstalt Konstanz, 1972



B U C H B E S P R E C H U N G

HEMPELMANN, HEINZPETER (Hg.): Islam in Deutschland ... sind wir darauf vorbereitet?, mit Beiträgen von H. Hempelmann, S. Kettling, C. Schirmmacher, E. Troeger, Bad Liebenzell: VLM 2005, 95 S., ISBN 3-921113-79-2



Der Band vereinigt vier unterschiedlich umfangreiche Beiträge zum Thema, von denen zwei grundsätzlicher Art sind, die beiden anderen eher auf aktuelle Fragestellungen eingehen. Der Herausgeber, Direktor des Theologischen Seminars der Liebenzeller Mission, fokussiert in seinem die erste Hälfte des Büchleins einnehmenden Beitrag „Die Verkündigung des Kreuzes im Islam“ –

so auch der Titel –, um anhand dieses in theologisch-religionsgeschichtlicher Perspektive zentralen und die Fundamente sowohl des Christentums als auch des Islam betreffenden Themas die für den Autor entscheidende Frage zu stellen, die zugleich eine Frage von hohem gesellschaftspolitischen Rang ist: Glauben Christen und Muslime an denselben Gott? Vor dem Hintergrund der häufig fraglos vorausgesetzten Bejahung dieser Frage skizziert Hempelmann in gewohnter Prägnanz und Klarheit die koranische Bestreitung der Kreuzigung und Auferstehung Jesu, ihren theologischen Grund ebenso wie ihre weitreichenden Implikationen. Aus der Spitzenaussage „Allah kann nicht lieben“, die der Demut und Demütigung Gottes (!) im Leiden und Sterben Jesu Christi gegenübersteht, zieht der Autor eine Reihe von praktischen Konsequenzen, die auf dem Grund der klaren Unterscheidung von Persontoleranz (Ja!) und Sachtoleranz (Nein!) darauf abzielen, einer „christlichen Islamisierung des Christentums“ zu wehren.

Christine Schirmmacher wartet mit Daten und Fakten auf, um die „Herausforderung Islam“ in unserer Gesellschaft deutlich zu machen. Ausgehend von konkreten Problemstellungen der Immigration und ihren zum Teil kaum gesellschaftsverträglichen Folgen thematisiert die Leiterin des „Instituts für Islamfragen“ (IfI) der Deutschen Evang. Allianz aktuelle Begriffe wie

„Menschenrechte“, „Toleranz“, „Religionsfreiheit“ sowie die Frauenfrage, um auf wesentlich unterschiedliche Wahrnehmungsmuster und Inhalte aus christlich-westlicher und orientalisch-islamischer Sicht hinzuweisen. Sie plädiert für ehrliche Antworten auf muslimische Fragen, die aus differenzierter Kenntnis die Anliegen der Muslime in Deutschland respektieren („Muslime sind in aller Regel ganz und gar nicht der Ansicht, dass der Islam und das Christentum ‚dasselbe‘ sind und vertreten“) und zugleich ohne falsches „Sich-Anbiedern“ Klarheit schaffen.

Eberhard Troeger nimmt auf seine umsichtige und klärende, zugleich tief in die Sache eindringende Art „Muslime unter uns“ in den Blick, stellt sie als gesellschaftliches Phänomen sowohl in ihren Organisationen als auch in ihrer inhaltlichen sowie religiös-weltanschaulichen Vielfalt dar, zeigt ihre Probleme auf und vermittelt durch Hinweise auf die islamischen Grundlagen ein vertieftes Verständnis für das Zustandekommen dieser Probleme, was schließlich mit dem Bild des Islam als „Zuchtrute“ in der Hand Gottes (Luther) den Blick auf uns selbst und unser Engagement für muslimische Menschen in unserer Umgebung lenkt.

Der Beitrag von Siegfried Kettling über „Bibel und Koran“ ist nicht nur dem Umfang nach wesentlich kürzer, sondern bleibt auch inhaltlich mehr an der Oberfläche (ja, hier wären z.T. auch Rückfragen an die Darstellung der Sachverhalte zu stellen). In einem „Strukturvergleich“ wird der „Prophet“ dem „Sohn“ gegenübergestellt, werden in fünf Sätzen die beiden „heiligen Nächte“ verglichen, wird die Christologie gegenüber der „Koranlehre“, also der Bezug auf die Lehre im Gegensatz zur Beziehung zu einer Person herausgestellt – dies alles wird jedoch kaum mehr als angerissen, schließlich vermisst der Leser am Ende auch die eingangs angekündigte „konfrontierende Graphik“, die jedenfalls im Druck nicht vorhanden ist.

Fazit: Wer zum Thema einen aktuellen und doch überschaubaren, theologisch zupackenden und zugleich für die anstehenden Fragen klärenden Überblick sucht, ist mit diesem Buch gut beraten.

Friedmann Eißler

Adressen der Autoren

Dekan Hartmut Ellinger
Wiederholtplatz 4
73230 Kirchheim /Teck
E-Mail: hartmut.ellinger@gmx.de

Dr. Friedmann Eißler
Hölderlinstr. 5
72581 Dettingen /Erms
E-mail: friedmann.eissler@t-online.de

Pfarrerin Elke Maihöfer
Bei der Kirche 8
72224 Ebhausen
E-mail: ecmaihoefer@gmx.de

Der Evangelischen Sammlung ist es ein Anliegen, ihren Rundbrief kostenlos an alle Interessierten zu versenden. Aber wir sind dankbar für Spenden und Kostenbeiträge (Konto Nr. 414271 bei der EKK Stuttgart BLZ 60060606). Sie erhalten umgehend eine Spendenbescheinigung.
Wir empfehlen Ihnen den diesem Heft beiliegenden Überweisungsträger Ihrer freundlichen Beachtung.

Herausgeber: Evangelische Sammlung in Württemberg e.V., Gabriel-Biel-Platz 2, 72574 Bad Urach
Internet: www.evangelische-sammlung.de

Vorsitzender: Pfarrer Werner Schmückle, Dürnauer Weg 26B, 70599 Stuttgart-Birkach
Stellvertretende: Dekan Hartmut Ellinger, Wiederholtplatz 4, 73230 Kirchheim/Teck
Vorsitzende: Pfarrerin z. A. Elke Maihöfer, Bei der Kirche 8, 72224 Ebhausen
Geschäftsstelle: Renate Klingler, Gabriel-Biel-Platz 2, 72574 Bad Urach, Tel. (07125) 94 67 228, Fax (07125) 94 67 221, E-Mail: evangelische.sammlung@kirche-ev-badurach.de
Bestellung weiterer Exemplare des Rundbriefes bei der Geschäftsstelle.

Redaktion der Rundbriefe: Werner Schmückle (V.i.S.d.P.), Hartmut Ellinger, Hans-Dieter Frauer, Renate Klingler, Elke Maihöfer
Der Rundbrief erscheint viermal jährlich.

Konto: Evangelische Sammlung in Württemberg
Evang. Kreditgenossenschaft Stuttgart (BLZ 600 606 06) Kto 414 271

Rechner: Günter Wohlfarth, Thomas-Mann-Str. 28, 73655 Plüderhausen

Layout/Satz: Art Office, Martin Lang, Pliezhausen

Druck: St. Johannes Druckerei, Lahr